

Die 17. Architekturbiennale in Venedig

Die Architekturbiennale in Venedig nabelte sich 1980 von ihrer grossen Mutter ab und findet seit 2000 mehr oder weniger regelmässig im Zweijahresrhythmus statt. Die diesjährige Ausgabe hätte schon 2020 eröffnet werden sollen, doch aus sattsam bekannten Gründen musste sie auf diesen Sommer verschoben werden. Hauptkurator ist der libanesisch-amerikanische Architekt und Dozent Hashim Sarkis, der mit dem Titel „How will we live together?“ explizit die Zukunft thematisieren wollte. Doch so aktuell und nachvollziehbar die Frage auch ist, die Antworten an der Biennale sind über weite Strecken kaum verständlich. Oder mit andern Worten, diese 17. Ausgabe ist ganz schön anstrengend.

Hauptpavillon und Arsenale

Als Besucher wird man — das war aber schon immer so so — vom Angebot erschlagen. In den Giardini stehen die Länderpavillons, die von nationalen Komitees eingerichtet werden. Das zentrale Gebäude sowie die schier endlose lange Halle auf dem Arsenale-Gelände werden vom Hauptkurator mit seinem Team bespielt. Schliesslich sind über die ganze Lagunenstadt weitere Ausstellungsorte verteilt, in denen Nationen, die in den Giardini nicht untergekommen sind, ihre Installationen zeigen, in denen aber auch Sonderausstellungen zu sehen sind. In Zahlen ausgedrückt heisst dies: 112 teilnehmende Teams aus 46 Ländern, 61 Nationen, die ihren eigenen Auftritt haben, und 17 begleitende Events. Der Hauptpavillon mit den labyrinthisch angelegten Räumen überquillt vor lauter Bildschirmen, Installationen, Infotafeln und Lautsprechern. Einen Roten Faden zu erhaschen erachte ich als ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist eine optische und vor allem eine intellektuelle Überforderung, und am Schluss bleiben die Titel, die nicht mit einem verständlichen Inhalt verbunden werden können: protecting global commons, transcending the urban-rural divide, linking the levant, seeking refuge usw.

Leider ändert sich daran im Arsenale nicht viel. Man schreitet von Installation zu Installation und ist bezogen auf die Hauptfrage so klug als wie zuvor. Immerhin stiess ich auf zwei Beiträge, die in meinen Augen zu überzeugen vermögen, und sie stammen erfreulicherweise aus der Schweiz (oder bin ich diesbezüglich etwas befangen?). Fabio Gramazio und Matthias Kohler, die Hauptverantwortlichen dieser Forschungsarbeit, geben Einblick in die Entstehung des DFAB-Hauses in Dübendorf, das weitgehend mit Robotertechnik errichtet wurde. Es steht für eine technologische Revolution, die schon ausgelöst wurde und den Bauprozess in Zukunft mehr und mehr bestimmen wird. Anne Kockelkorn und Susanne Schindler rollten auf einer überdimensionierten Tafel die Erfolgsgeschichte des stadtzürcherischen Genossenschaftswohnbaus auf und deuten mit Modellen mögliche Entwicklungen an. In der Tat erstaunt die Tatsache, dass ausgerechnet in Zürich, dem Finanzzentrum der Schweiz, etwa 20 Prozent der Wohnungen der Spekulation entzogen sind und dass sich dadurch nicht nur begüterte Einzelpersonen oder Dinks Wohnraum leisten können. Die Frage „How will we live together?“ hat Zürich im Grunde schon beantwortet.

Länderpavillons

Bei den Länderpavillons gibt es einige Lichtblicke, auch wenn sich selbst hier zu oft Ratlosigkeit einstellt. Im deutschen Pavillon beispielsweise ist man aufgefordert, die absolut leeren Räumen mit einem Programm, das mit einem QR-Code auf das eigene Smartphone übertragen wird, zu erkunden. Man hätte in die Zukunft, genauer in das Jahr 2038 reisen sollen, doch ich stand wie blöd im Innern und drückte auf jeden mir angebotenen Schaltknopf, doch es passierte nichts. Ich bin definitiv kein digital Native. Ein solcher muss nicht einmal nach Venedig reisen, er kann zuhause über die Adresse 2038.xyz zu ergründen versuchen, was das deutsche Team vermitteln wollte. Kanada beschriftet einen ähnlichen Weg. Wer die Bedeutung des fast ganz in Grün eingepackten Baus erfassen möchte, ist

gezwungen, wieder mit QR-Code die beabsichtigten Effekte auf Instagram anzuschauen. Die virtuelle Welt auf dem Greenscreen. Nur, ich habe kein Instagram und möchte es auch nicht installieren. Zumindest das meine ich verstanden zu haben, wer in der Zukunft überleben möchte, muss in der Welt der digitalen Vernetzung sattelfest unterwegs sein.

In drei Länderpavillons reiste man auf je eigene Weise zurück in die Zukunft. Im japanischen Pavillon liegen schön geordnet die Einzelteile eines 1954 gebauten und bis 1982 mehrfach erweiterten Hauses, das architektonisch vollkommen unbedeutend ist. Das Material wurde inventarisiert und für diese Ausstellung über 9000 km nach Venedig transportiert. Es ist eine Hommage an die Arbeit der Handwerker und es ist auch so etwas wie eine Verneigung vor der Einfachheit und Sparsamkeit der Baukultur für die Massen. Ganz ähnlich zelebriert Finnland seine Nullachtfünfzehn-Häuser. In den 1940er Jahren kamen verschiedene Haustypen im Baukastensystem auf den Markt. Diese werden vorgestellt mit der Bemerkung, dass trotz industrieller Produktion individuelle Vielfalt möglich war. Und dem amerikanischen Pavillon setzte man ein riesiges, begehbare Holzskelett davor, das für die uramerikanische Balloonframe-Konstruktion steht. Es sei — so die Kuratoren — das am meisten missachtete architektonische Thema in den USA. Was hat dies alles mit der Zukunft zu tun? Implizit möchten diese drei Nationen wohl darauf hinweisen, dass für gewisse Probleme der Zukunft Lösungen aus der Vergangenheit wieder aufgegriffen werden könnten. Dass nicht die hochdekorierten Heroen der Architekturzunft die Zukunft verändern werden, sondern Bürgerinitiativen in den städtischen Dschungeln wird im französischen Pavillon mit Videos, Bildern und Texten zu Initiativen in Metropolen wie Hanoi, Detroit, Bordeaux, Johannesburg, Buenos Aires, Mérignac und Soweto dargelegt.

Eindrücklich ist die Installation im dänischen Pavillon, in dem die Wichtigkeit des Rohstoffes Wasser nicht mit öden Statistiken betont, sondern mit einem komplex inszenierten Kreislauf erlebbar gemacht wird. Das Regenwasser wird gesammelt und durch die Räume zu verschiedenen thematischen Zonen gelenkt. Man passiert eine künstliche Bodenstruktur mit Wasserläufen, danach eine Küche, in der man das aufbereitete Wasser trinken kann, weiter ein raumhohes Holzgestell mit zahlreichen Teepflanzen, die bewässert und geerntet werden, und endet schliesslich auf einer vom Wasser umgebenen Wellnessoase mit Sitzmöglichkeiten. Formale Experimente sucht man hier vergebens, und doch wird hier am Beispiel Wasser eindrücklich vorgeführt, was in Zukunft beim Bauen wirklich zählt.

Ironisch und witzig richtete England die Räume mit dreidimensionalen Paraphrasen aus Boschs «Garten der Lüste» ein, um provokative Fragen zum Umgang mit dem öffentlichen Raum in Zukunft zu stellen. Warum ist der öffentliche Bereich so knapp, warum wird die grosszügige Einzonung von Boden mit der damit verbundenen Privatisierung erlaubt? Die Ausstellung soll einen fragen lassen, warum nicht alle öffentlichen Räume wie die Utopie von Bosch designt seien, ohne Schranken und zugänglich für alle.

Schweizer Pavillon

Und was ist vom Schweizer Beitrag zu halten? Das von einer Gruppe aus Architektinnen, Filmemachern, Künstlern und Kunstvermittlerinnen erarbeitete Projekt fand in den hiesigen Medien viel Anerkennung, doch ich kann diesen positiven Urteilen nicht folgen. 2019 und noch einmal kurz vor Ausstellungseröffnung reisten die jungen Projektverantwortlichen mit einem Truck, das zugleich als Atelier diente, zu Bewohnerinnen und Bewohnern an der Schweizer Grenze. Diese sollten ihre Wünsche und Utopien formulieren und unter Anleitung der Fachleute in Modellen visualisieren. Der Arbeitsprozess wurde filmisch festgehalten. Im Schweizer Pavillon sind die insgesamt 49 Modellen auf Stelzen verbunden mit Projektionen von Filmausschnitten an den Wänden zusammengestellt worden. Die Kommentare zu den einzelnen Arbeiten können im Internet aufgerufen werden. Formal sieht diese recht chaotische Ensemble nach einer hübschen Bastelarbeit aus, und inhaltlich wird überhaupt nicht klar, was nun die Menschen an der Grenze beschäftigt, wobei mir die Bemerkung

erlaubt sei, dass die Sorgen und Wünsche von inneralpinen Bewohnerinnen und Bewohnern beispielsweise sich wohl nicht fundamental von denen unterscheiden, die an der Peripherie leben.

Müsste ich den Gesamteindruck dieser Biennale mit einem Bild ausdrücken, so würde ich die Installation im spanischen Pavillon auswählen. Kaum hat man die Schwelle überschritten befindet man sich inmitten von unzähligen im Raume schwebenden Zetteln, auf denen bei genauerem Hinsehen Projektbeschreibungen zu lesen sind. Doch diese Informationen verschwinden in der Masse. Es entstand — so die Initiatoren — eine Wolke der Unsicherheit angesichts der Flut von Vorschlägen und Lösungen. Auch wenn der Rest des spanischen Beitrages furchtbar theorielastig ist, ist diese Wolke nicht nur eine Metapher für das Tohuwabohu der diesjährigen Biennale, sondern auch — so paradox es klingen mag — eine ihrer poetischsten Installationen.

Die 17. Architekturbiennale dauert noch bis 21. November 2021.

Nähere Informationen erhält man unter www.labiennale.org/en/architecture/2021

Fabrizio Brentini